

Pimp my postmigrantisches Theater

Von Jürgen Bauer

Hurensohn und Motherfucker. Wenn solche Worte bei einer Podiumsdiskussion fallen, muss das Thema ein besonders emotionales sein. Organisiert von Garage X und askunst versucht sich die Projektreihe *Pimp My Integration* mit Lesungen, Aufführungen und Diskussionen an einer Standortbestimmung von postmigrantischem Theater. Es wäre dabei nur all zu leicht, sich über dieses Modewort lustig zu machen, das momentan die Theaterszene in helle Aufregung versetzt.

Innerhalb kurzer Zeit wurde *postmigrantisches Theater* zum Fetisch einer Szene, die zusehends um ihre Legitimation kämpft. Kürzungen öffentlicher Zuwendungen und der Kampf um Publikum verschärfen die Krise der Bühnenkunst, doch am meisten schmerzt der Verlust von Aufmerksamkeit. Die Auseinandersetzungen auf den Brettern, die doch die Welt bedeuten wollen, sind aus dem Zentrum der öffentlichen Diskussion verdrängt worden.

Ausweitung des Konsumentenkreises

In dieser Situation entdecken Politik und Praxis zusehends Migrantinnen und Migranten als bisher vernachlässigte Sphäre der Kulturproduktion. Natürlich lässt dieses Wort sofort an Ökonomie denken. Vermehrt verlagerte sich in den letzten Jahren die Diskussion vom Bereich der Ästhetik in den Bereich des Geldes. Kultur wurde zu einem Konsumgut. Verschleiert die Diskussion über postmigrantisches Theater also nur ein ökonomisches Interesse an der Ausweitung des Konsumentenkreises? Oder geht es um eine inhaltliche Auseinandersetzung mit sich verändernden gesellschaftlichen Gegebenheiten? Wenn die Supermärkte wirklich die Kirchen unserer Zeit sind, kann man den Bereich der Kultur schwer von ökonomischen Überlegungen freihalten. Und doch kann es nicht nur darum gehen, eine neue Zuschauer_innenschicht für Theater zu finden, das im Kern veränderungsresistent bleibt. Neuer Wein in alten Schläuchen oder neues Publikum vor alten Stücken wird die beschriebene Legitimationskrise nicht lösen.

Das Neuerzählen von Geschichten

Ein neuer Zugang versteckte sich in der Diskussion zum Thema *Wer ist Wir*, die im Rahmen von *Pimp My Integration* am österreichischen Nationalfeiertag stattfand. Hier kochten nicht nur kurz die Emotionen hoch, der Migrationsforscher Erol Yildiz lieferte auch eine Definition von *postmigrantisch*, die für das Theater besonders spannend ist. Für ihn bezeichnet *postmigrantisch* das Neuerzählen der vielen Migrations-

geschichten, die Europa seit Jahrzehnten prägen. Gerade das Theater findet im Erzählen von Geschichten seine Kernkompetenz. Mit *Katzelmacher* lieferte Rainer Werner Fassbinder schon 1969 ein frühes Nachkriegsstück zum Thema Migration. Und doch wurden und werden diese Geschichten meist aus dem Blickwinkel der Mehrheitsgesellschaft erzählt. Es bleibt so ein Reden über Menschen, keine Neuerzählung der „Betroffenen“ selbst.

Sprechtheater als migrantische Wüste

Dabei hat gerade jener Bereich des Theaters ein besonderes Problem mit den gesellschaftlichen Realitäten, der sich am stärksten dem Neuerzählen von Geschichten widmet: das Sprechtheater. Die Zusammensetzung von Tanz- und Opernensembles sieht weit vielfältiger aus, wobei im Bereich der Opern natürlich der Marktwert der Stars zählt, nicht deren Geschichten. Gerade Tanzgruppen nutzen aber die Vielfalt ihrer Ensembles zur inhaltlichen Auseinandersetzung. Der marokkanisch-belgische Choreograf Sidi Larbi Cherkaoui etwa widmet sich in seinen Werken dem Aufeinandertreffen der Kulturen und der Möglichkeit von Interaktion. Auch die Musikszene wird von einer jungen Generation als Ausdrucksform genutzt. Die Berliner DJane Ipek Ipekçioğlu meinte in einem Spiegel-Artikel, sie sei als Türkin, Berlinerin, Künstlerin und Lesbe zwar eine Provokation für die Deutschen, wäre im Ausland aber mittlerweile „das neue Gesicht Deutschlands“. Warum bleiben diese neuen Gesichter im Bereich des Sprechtheaters aus?

Sozialprojekte im Hochkulturtempel

Migrantinnen und Migranten wären auf den Bühnen ja willkommen, sprächen sie gut genug Deutsch, ist ein oft gehörtes Argument. Abgesehen von den Vorurteilen mangelnder Sprachkenntnisse ignoriert diese Aussage die Vielfalt von Sprachen als ästhetische und inhaltliche Chance. Das Burgtheaterdeutsch gilt weiterhin als Normsprache. Während aber im Haus am Ring über eine bundesdeutsche Aussprache geklagt wird, vergisst man, dass das geliebte österreichische Idiom längst vielfältiger geworden ist. So bleiben meist nur einzelne Sonderveranstaltungen. Stadtteilprojekte wie *Home-stories* in Essen oder *Bunnyhill* in München erarbeiten mit Jugendlichen in sogenannten „Problembezirken“ Theaterabende zu deren ganz alltäglichen Geschichten. So gelungen diese Reihen sein mögen, sie bleiben meist kurzfristige Sozialprojekte im Hochkulturtempel, der Kern des Repertoires bleibt unberührt.

Pimp My Integration!

Postmigrantisches Theater ist weiterhin großteils Teil der freien Szene. Das bedeutet jedoch nichts anderes als wenig Geld, schlechte Infrastruktur und hohe Fluktuation. Dennoch gelingen hier oft Aufführungen auf hohem Niveau. Die Reihe *Pimp My Integration* liefert neben einer theoretischen Auseinandersetzung auch eine „Leistungsschau“ dieser Szene und zeigt, welche Geschichten darauf warten, erzählt zu werden. Bisher zeigte etwa der Heimathafen Neukölln mit *Arabboy* ein Stück über Aufstieg und Fall eines Jugendlichen in Neukölln. Das Kinderstück *Es war einmal das Kind...* verdichtete die Erzählungen von Straßenkindern zum Stück über familiäre Probleme. Wiederaufnahmen von *Unfun* der Garage X oder *Wiener Blut* von daskunst ergänzen das Programm. Niveau und Anspruch der einzelnen Aufführungen variieren erwartungsgemäß, doch die Projektreihe selbst ist spannend und anspruchsvoll programmiert. Lange Zeit wurde migrantisches Theater ja eher in der Sozialarbeit verortet und aus den entsprechenden Töpfen gefördert, was eine Professionalisierung oft verhinderte. Doch wie kann eine solche Professionalisierung weiter vorangetrieben werden?

Ein eigenes Haus für die Szene

Im Februar steht mit *Schnee* ein Gastspiel des Ballhaus Naunynstraße auf dem Programm von *Pimp My Integration*. Die Berliner Bühne ist so etwas wie das Aushängeschild postmigrantisches Theaters. Eine Einladung zum prestigeträchtigen Theatertreffen machte das Haus über den kleinen Kreis Interessierter hinaus bekannt. Braucht auch Wien ein solches Haus für die Szene? Eine Studie zur „transkulturellen Theateroffensive“ musste noch 2009 feststellen, dass die Theaterlandschaft Wiens großteils ethnisiert und streng nach Sprachen und Nationalitäten getrennt ist. Ein Haus nach Berliner Vorbild könnte hier Energien bündeln und Treffpunkt über diese Grenzen hinaus werden. Dabei gilt es jedoch, eine „Ghettobildung“ zu verhindern. Für die Künstlerinnen und Künstler besteht die Gefahr, dass ein solches Haus prekäre Arbeitssituationen festschreibt und gleichzeitig als Feigenblatt für die restliche Theaterszene benutzt wird. Ziel muss es sein, die komplette Theaterszene Wiens für postmigrantische Themen zu sensibilisieren. Die großen Repertoirehäuser müssen die Vielfalt dieser Stadt in Spielplan und Ensemblezusammenstellung widerspiegeln, wollen sie ihrer gesellschaftlichen Funktion nachkommen. Gerade ein postmigrantisches Haus könnte als Ort der Professionalisierung auch Kadenschmiede für die großen Theatertanker sein.

Also: Pimp my postmigrantisches Theater! ||

Jürgen Bauer

Theaterwissenschaftler, Forschungsschwerpunkt und Veröffentlichungen zum Thema Jüdisches Theater; *No Escape: Aspekte des Jüdischen im Theater* von Barrie Kosky, Edition Steinbauer; seit 2004 im Marketing der Volksoper Wien tätig.

Erstabdruck dieses Artikels in *Malmoe*, Ausgabe 57/2011.